



cop. Phönix-Verlag

Dorfweg in Querseiffen im Riesengebirge
Photographie von Louis Römer

Gleisliche Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



cop. Phönik-Verlag

Weiden im Winter
Photographie von Eduard Schulz in Breslau

Schlesiens Wasser

Das köstliche Naß, mißachtet, wo Ueberfluß, unschätzbar, wo Armut, verfliegt! Die Hiobspost kann ein Gemeinwohlhaupt in Aufregung versetzen, kann ganze Dörfer und Städte mit Besorgnis erfüllen. Wer sich die Mühe nimmt, die schlesischen Zeitungen zu verfolgen, wird finden, daß die bösen Nachrichten vom Wassermangel mit hartnäckiger Ausdauer auftauchen. So kamen in den letzten Wochen Meldungen von Oberschlesien (Industriebezirk), Neustadt O.-S., Waldenburger Gegend, Landesbutter Gegend, Martlissa, Hoyerswerda, Löwenberg, Sprottau — ungezählt bleiben die vielen Fälle, die kein Berichterstatter an eine Zeitung meldet. Man konstatiert fast überall ein Zurückgehen des Grundwasserspiegels, und man will sich nicht mit dem Gedanken beruhigen, daß nur die letzten niedererschlagsarmen Monate in Schlesien Schuld an diesem Wassermangel trügen. Liegt denn wirklich eine allgemeine Erscheinung vor? Anscheinend doch nicht! Denn sie könnte wohl nur im Zusammenhange mit Erscheinungen ganzer Erdstriche erklärlich werden. — Und doch will uns dünken, daß die Steptiten nicht so leicht von der Hand zu weisen sind. Im Jahre 1903 erschien bei Neumann in Neudamm ein recht eigenartiges Buch, „Die Wasserwirtschaft“ von J. von Samfon-Himmelfsterna, worin eine Unmenge Beispiele und Nachweise gegeben werden, daß die verschwenderische, oder sagen wir besser unvorsichtige Wasserwirtschaft bei vielen Völkern der Erde zu einem Zustand peinlichster Wasserkalamität geführt hat, wenn nicht überhaupt, wie in Mesopotamien, Verfall der Landeskultur eintrat. Neuerdings wurde im „Globus“ die Frage angeknüpft, und vom Ingenieur Fr. König erschien bei Otto Wigand in Leipzig eine Schrift „Der Vertrocknungsprozeß der Erde und Deutschlands verkehrte Wasserwirtschaft“, die in abhandelnder Form dem Gegenstande praktische Gesichtspunkte abzugewinnen sucht. Als Ursachen des Jahr um Jahr verstärkter auftretenden Wassermangels sind manchen Orts die Bergwerksverhältnisse zu nennen. Ehedem quellenreiche Orte Schlesiens sind heute auf fremde Wasser angewiesen, ihre Aufzählung würde schon eine ganze Anzahl ausmachen. Abgesehen von der Herauscheidung des Wassers aus dem Erdinnern durch Pumpwerke werden durch den Bergbau unterirdische Ströme abgelenkt. Daher die Wasseralamität immer zuerst und am größten in den Bergwerksbezirken auftritt. Wir sehen die Zeit nahe, da der ober-schlesische Industriebezirk mit riesigen Mitteln und Veranstaltungen wird versorgt werden müssen. Waldenburg hat sich Ersatz durch eine mehrere Meilen lange Wasserleitung aus der Gegend um Merzdorf rechtzeitig geschaffen. Woher aber der Wassermangel in anderen Gegenden? Hier möchte man in der Tat nur an vorübergehende Ursachen glauben, die vor allen Dingen in den regenarmen Wochen zu sehen sind. Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß doch mancherlei an sich kleine Ursachen zu größeren Wirkungen zu führen vermögen. So geht der Lauf der Natur an sich auf immer schnellere Entwässerung des Festlandes. Das fließende Wasser arbeitet unausgesetzt an der Verebnung der Erdrinde, so zwar, daß die Bergwasser immer schneller ins Meer gelangen. Was aber dort ist, ist für die Landspeisung verloren. Zu diesem Ende trägt die Menschheit selbst bei, indem die Flussbetten reguliert werden, wodurch die Abfahrt zum Meere leichter und schneller erfolgen kann. Ferner arbeitet die fortschreitende Melioration an der Austrocknung. Wie viele Brüche, Sümpfe, Moore und Teiche sind nicht in Schlesien seit dem Mittelalter verschwunden! Ackerfluren sind heute an deren Stelle. Endlich wissen wir, daß wir mit dem Waldbestande schön umgeben müssen, denn keinen besseren Naturschutz gegen Wasserarmut kann es geben, als Wald, und zwar vor allem Laubwald, der noch einmal soviel Wasser zu Boden gelangen läßt als Nadelwald. Schlesien steht verhältnismäßig waldbreich da; im heidereichem Regierungsbezirk

Liegnitz gibt es noch 4473,29 Quadratkilometer, im Regierungsbezirk Breslau 2122,82, im Regierungsbezirk Oppeln 3557,41 Quadratkilometer Waldbestand, im ganzen 29 Proz. der Gesamtfläche (in Preußen 25,5 Prozent, in Deutschen Reich 23,8 Prozent). Wenn sich nun aufgrund der Beobachtungen, die amtlich gesammelt werden dürften, und aufgrund eingehender Untersuchungen und Nachweise die Austrocknung des schlesischen Bodens als Tatsache ergeben sollte, dann ist nicht zweifelhaft, daß der Staat vorbeugend eingreifen muß und wird. Unsere Landwirtschaft versinkt in Nichts, die Industrie steht still, was das lebende Wasser fehlt. Diejenigen Länder, wie Italien, Frankreich, Spanien, Nordamerika, die an Wassermangel bereits im größeren Maße leiden, dürften uns abschreckende Warnungszeichen sein. Glücklicherweise kommen gerade die großen Wasserbauten, die seit einigen Jahren in Schlesien im Zuge sind, der Bewässerung zu Hilfe. Die Wildbach-Verbaue im Gebirge, die Stauweihen und die Talsperren sind nicht nur Schutzmittel gegen die Wildkraft des Hochwassers, sondern sie regulieren auch den Wasserablauf, sie hemmen ihn, sie halten das Wasser länger im Lande zurück, wodurch eine vermehrte Speisung der Grundwasser und erhöhte Luftbefeuchtung bewirkt wird. Je mehr solcher Anlagen, desto besser. Es scheint, daß sie zu hoher Bedeutung für die entscheidendsten Zeiten der Landeskultur berufen sind, jedenfalls in weit umfangreicherer Weise, als man anfänglich annehmen konnte. Natürlich müßte außerdem auch den Bergwerksbetrieben und den Flußregulierungen in unserem Sinne Aufmerksamkeit geschenkt werden. Hoffen wir, daß die angedeuteten Befürchtungen doch nicht so ernst sind, wie sie aussehen, und wenn aus den jetzigen Erscheinungen eine Obfolge in dieser Richtung entspringt, so dürfen wir für die schlesische Natur und Kultur in ihrem Zusammenhange die beruhigende Sicherung erwarten.

B. C.

Jubiläen

Die Kriegsschule Glogau kann am 1. November d. J. auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Die am 11. Januar 1816 errichteten „Brigadeschulen“ (mit Umbenennung der Brigaden in Divisionen seit 6. September 1818 „Divisionschulen“), deren Zahl 1850 auf neun (eine für jedes Korps) festgesetzt worden war, wurden 1858 durch drei „Kriegsschulen“ ersetzt: Potsdam für das Garde-, II. und III. Armeekorps, Erfurt für das IV., VII. und VIII. Armeekorps, Reife für das I., V. und VI. Armeekorps. Eine Kabinettsorder vom 6. April 1859 befaßte die Eröffnung der Kriegsschulen in Potsdam und Erfurt zum 1. Oktober 1859, die der Kriegsschule in Reife nach Fertigstellung des erforderlichen Neubaus; die Eröffnung der beiden erstgenannten Schulen erfolgte der „Schles. Btg.“ zufolge am 1. November 1859, diejenige der Kriegsschule in Reife am 1. Oktober 1860. Am 1. Oktober 1885 wurde die Kriegsschule Erfurt nach Glogau verlegt. Die Kriegsschulen erstreben in einem 35 Wochen dauernden Kursus die kriegswissenschaftliche Ausbildung der Offiziersaspiranten, die vorher sechs Monate Truppendienst getan haben müssen (nur einjähriges Studium an einer deutschen Universität auf Grund des Abiturientenzeugnisses befreit vom Besuche der Kriegsschule) und nach Absolvierung der Kriegsschule die Offiziersprüfung abzulegen haben.

Zeitungs-Jubilare. Der „Niederschles. Anzeiger“ in Glogau, der in dem bekannten Verlage von C. Flemming erscheint, konnte am 1. Januar sein hundertjähriges Bestehen feiern. Das „Zauersche Tageblatt“ steht vor dem gleichen Jubiläum. Am 29. April d. J. vollenden sich 100 Jahre, daß die erste Nummer dieses Blattes erschien. Beide Zeitungen haben sich durch selbständige Haltung und originale Artikel eine geachtete Stellung erworben.

Verkehr

Breslauer Bahnhöfe. In den großen Städten strebt man schon seit längerer Zeit nach Konzentration des Eisenbahnverkehrs. Daß die Verteilung auf eine Anzahl mehr oder weniger weit von einander entfernt liegende Bahnhöfe namentlich für den Personenverkehr große Nachteile mit sich bringt, liegt auf der Hand. Was für Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der Reisende hat, der auf dem einen Bahnhof ankommt und mit seinem Gepäck so schnell wie möglich nach einem andern eilen muß, um nicht dort seinen Zug gerade vor der Nase abfahren zu sehen, das wird mancher Leser schon an sich selbst erfahren haben. In Breslau ist jetzt in dieser Hinsicht durch den Um- und Ausbau des Hauptbahnhofes vieles gegen früher verbessert, wenn auch der Idealzustand, daß alle Züge auf einem einzigen Bahnhofe ankommen und abfahren, nicht erreicht ist und kaum erreicht werden kann. Es ging nicht, daß man einfach die anderen Bahnhöfe verschwinden ließ. Vorläufig bestehen die drei kleineren Bahnhöfe noch sämtlich, doch hört einer

worden. Der vierte der Breslauer Bahnhöfe, der Oberthorbahnhof dient als Ausgangsstation nur für Lokalzüge nach Hundsfeld—Oels und Trebnitz, außerdem als Durchgangsstation für die Züge über Oels nach Oberschlesien und Posen, die ihm am 1. Mai 1908 abgenommen und auf den Hauptbahnhof übertragen worden sind. Zehn Jahre mühevoller Arbeit sind erforderlich gewesen, um die gegenwärtige Gestaltung der Breslauer Eisenbahnverhältnisse durchzuführen. Die erreichte Konzentration des Personenverkehrs ist, wenn auch keine vollständige, so doch eine sehr weitgehende. Denn außer einer bedeutenden Strecke, die nicht in den Hauptbahnhof mündet, der nach dem Riesengebirge, bleibt den beiden anderen Bahnhöfen nur ein Teil des Nahverkehrs.

Dr. Reinhart

Provinzialwegebau. Der Wegebauverwaltung des Provinzialverbandes von Schlesien standen in dem Etatsjahre 1907/08 5 440 278 Mk. zur Verfügung. Darunter befanden sich 3 497 064 Mk. Dotationen vom Staate und 36 682 Mk. eigene Einnahmen. Die übrigen



cop. Phönix-Verlag

Der Märkische Bahnhof in Breslau

phot. Dr. Reinhart

von ihnen mit dem 1. Februar auf, als Personenbahnhof zu existieren: Der Märkische Bahnhof, im Volksmunde der „niederträchtig merkwürdige“ (er hieß früher „Niederschlesisch-Märkischer Bahnhof“) genannt. Dieser Bahnhof, der seinen Scherznamen nicht mit Unrecht trägt, konnte schon lange nicht mehr als Stierde einer Großstadt bezeichnet werden, denn er ist ein Ueberbleibsel aus früherer Zeit und den modernen Verkehrsbedürfnissen gar nicht angepaßt. Er wird jetzt, nachdem im vorigen Jahre die Personenzüge der Berliner Strecken dem Hauptbahnhofe zugewiesen worden sind, nur noch für den Vorortverkehr nach Deutsch-Lissa benutzt; am 1. Februar wird jedoch dieser Verkehr in den ihm unmittelbar benachbarten Freiburger Bahnhof übergeleitet. Der Märkische Bahnhof wird dann in einen großen Güterbahnhof umgewandelt, der in enger Verbindung mit dem großen Rangierbahnhof Mochnen steht und die Anlagen für den Ortsgüterverkehr des Märkischen und des Freiburger Bahnhofes vereinigt. Der Freiburger Bahnhof behält außer dem Lokalverkehr nach Deutsch-Lissa den Verkehr nach dem Riesengebirge und einige Lokalzüge der Richtung Wobslau—Steinau. Die Züge der Strecke nach Glogau—Stettin sind schon am 1. Dezember 1907 nach dem Hauptbahnhof verlegt

1 900 532 Mk. waren von dem Provinzialverbande aufzubringen. Die Gesamtlänge der Provinzialchaulseebeträgt 2207 Kilometer, wovon 2178 Kilometer in der Unterhaltung des Provinzialverbandes sich befanden. In den Kreisen Rothenburg, Sagan, Gubrau, Wobslau, Münsterberg, Namslau, Rosenburg, Kreuzburg und Leobschütz befinden sich keine Provinzialchaulseeb. Die Verwaltung und Unterhaltung der Provinzialchaulseeb von 2178 Kilometer Länge erforderte im Berichtsjahre 2 544 742 Mk., pro Kilometer 1168 Mk. Für den Kreis- und Gemeindegewebau wurden Bauhilfsgelder gezahlt im Regierungsbezirk Breslau 1 287 305 Mk., Liegnitz 568 430 Mk., Oppeln 885 509 Mk. Am 1. April 1907 waren Bauhilfsgelder für den Kreis- und Gemeindegewebau bewilligt, aber noch nicht gezahlt 5 857 848 Mk. Hierzu traten die Bewilligungen während des Berichtsjahres in Höhe von 1 583 791 Mk., sodas nach Abzug der gezahlten 2 741 244 Mk. verbleiben 4 700 394 Mk. Die Länge der Wegestrecken, für welche im Berichtsjahre Bauhilfsgelder gezahlt wurden, beträgt 556 195 Meter. Seit dem Beginn der provinziellen Wegeverwaltung, d. h. vom 1. Januar 1876 an, sind 35 228 231,47 Mk. Bauhilfsgelder gezahlt und damit 7827 Kilometer Wegestrecken ausgebaut worden.

Automobilverkehr soll vom 1. Mai ab zwischen Warmbrunn und Giersdorf eingerichtet werden.

Eine Bahnlinie Lissa—Guhrau—Köben—Raudten soll, nachdem das Projekt im Ministerium genehmigt worden ist, im Herbst zu bauen begonnen werden.

Handel — Kapital

Eine polnische Parzellierungsbank ist vom polnischen Reichs- und Landtagsabgeordneten Korfanty mit dem

haben müssen. Im Gebirge haben sich noch Benennungen, wie der „Eibenrand“ bei Petersdorf erhalten, die darauf hindeuten. Die abgebildete Eibe steht auf dem Grundstück Nr. 2 unweit der Oberförsterei. Sie hat 3,20 Meter Umfang. Wahrscheinlich ist sie ein Zwiesel, denn schon in 1 1/2 Meter Höhe beginnt die Teilung in zwei fast gleiche starke Stämme. Dem ganzen Grundstück verleiht der Riese ein besonderes Aussehen.

Die Wasserwirtschaft greift stark verändernd in die schlesische Landschaft ein. So hat der Staat für 1 775 000 Mk.



cop. Pöhnig-Verlag

Eibe in Petersdorf im Riesengebirge

Kentier Pardygol, Doktor Hylla, Bulla, Wiera und Koczko für Oberschlesien in Rattowitz als Gesellschaft mit beschränkter Haftung unter dem Namen „Silvana-Bank Handlowo-Komisowy“ mit 450 000 Mark Stammkapital gegründet worden. Einlage Korfantys sind 80 000 Mark Provisionsforderung gegen die Mitgesellschafter Pardygol und Bulla. Geschäftsführer sind Pardygol und Korfanty.

Aus der Natur

Die Eibe in Petersdorf im Riesengebirge ist einer jener im Aussterben begriffenen Nadelbäume, die früher in sehr erheblicher Anzahl unsere Heimatgaue geschmückt

das 660 Hektar große Dominium Baumgarten, mit 21 627 Mark Grundstücks-Reinertrag, angekauft. Die Regierung beabsichtigt die Ortschaften Ottag, Bergel und Klein-Tiergarten anzulegen und die Bewohner dieser Ortschaften in Baumgarten anzusiedeln. Eine Eingemeindung ist nicht beabsichtigt, sondern die neu zu gründende Ortschaft soll sich als für sich abgeschlossen an Baumgarten anschließen. Das Gelände von Ottag, Bergel und Klein-Tiergarten, das bekanntlich sehr unter der Hochwassergefahr zu leiden hat, wird seitens des Staates angeforstet.



Wohlfahrt — Stiftungen

Der vor kurzem in Görlitz verstorbene Rentier **Julius Plustal** hat der Stadtgemeinde Bunzlau zur Errichtung eines Siedenhauses 50 000 Mark hinterlassen. Der bisher für diesen Zweck angesammelte Fonds beläuft sich auf etwa 40 000 Mark. — Rittergutsbesitzer **Julius Schottlaender** auf Hartlieb, Ehrenbürger von Münster-

Denkmäler

Der **Bismarck-Stein** im Stadtpark zu Beuthen wurde am 30. August 1908 unter Beteiligung des Vorstandes des Ostmarkenvereins, der staatlichen und städtischen Behörden sowie der Bevölkerung feierlich enthüllt. Er ist aus Strehleener Granit von dem Beuthener Bildhauer Hermann Kapst gearbeitet. Als Erfüllingswert



cop. Phönix-Verlag

Bismarck-Stein im Beuthener Stadtpark

berg, hat eine Spende von 10 000 Mark an den Verschönerungsverein von Münsterberg zur Vergrößerung der Promenaden gelangen lassen. — Der Stadt Breslau ist eine Zuwendung von 250 000 Mark von Herrn Dr. jur. Friedrich Perls von hier nach der letztwilligen Verfügung seines Vaters gemacht worden, deren Zweck die Unterstützung des Kaufmannsstandes ist. Ein Unterschied des Glaubens ist hierbei nicht zu machen.

stellt er eine wohlgelungene Arbeit dar, die den ihn umgebenden gärtnerischen Anlagen zurzierde gereicht.

Das Grab des Bienenvaters Dzierzon. Im Herbst v. Js. ließ der Generalverein deutscher und österreichisch-ungarischer Bienenzüchter seinem verstorbenen Altmeister, dem Pfarrer Dr. phil. Johannes Dzierzon, der auf dem Friedhof in Lowkowitz ruht, ein schönes Grabdenkmal errichten, das am Jahrestage seines Todes, am 26. Okt-

tober 1908 feierlich eingeweiht wurde. Um das Andenken an Dr. Ozierzon, der auf dem Gebiete der Bienenzucht durch seine Forschungen so bahnbrechend wirkte und sich außerordentliche Verdienste erwarb, zu erhalten und um seinem berühmten Landsmann auch nach seinem Tode den Tribut der Dankbarkeit zu zollen, kaufte der Generalverein schlesischer Bienenzüchter in diesen Tagen den Grund für das Grab und Denkmal für immer an.

Heimatschutz

Den kirchlichen Besitzümern wird in letzter Zeit große Sorgfalt zugewendet. Neuerdings hat das Königliche Konsistorium an die Geistlichen, Gemeindefürher und das Breslauer Stadtkonsistorium eine Verfügung betreffend Gegenstände von geschichtlichem, wissenschaftlichem oder Kunstwert erlassen. Die Verfügung hat folgenden Inhalt:

„Es ist wiederholt bemerkt worden, daß Kirchengemeinden infolge unzureichenden Bewußtseins von dem künstlerischen oder geschichtlichen Wert in ihrem Besitze befindlicher Gegenstände diese vernachlässigen, beseitigen oder veräußern. Wir nehmen daher Veranlassung darauf hinzuweisen, wie eine sorgfältige Pflege und Erhaltung nicht nur der von den Vorfahren überkommenen Baudenkmäler, sondern auch der kirchlichen Ausstattungs- und Schmuckstücke, Bilder, Geräte, Glocken, Grabmäler usw. ebenso eine Ehrensache der Kirchengemeinden ist, als es im allgemeinen geschichtlichen und Kunstinteresse liegt, daß derartige Gegenstände unverfehrt und dauernd im Besitze der Gemeinden erhalten, Veränderungen und Instandsetzungen derselben aber nur unter zureichender technischer und künstlerischer Anleitung vorgenommen werden, wie sie seitens des Herrn Provinzial-Konservators gern gewährt und vermittelt wird. Die Veräußerung von Gegenständen, welche einen geschichtlichen, wissenschaftlichen oder Kunstwert haben, unterliegt der kirchenausschließlichen und der staatlichen Genehmigung mit der Wirkung, daß Veräußerungen ohne diese Genehmigung nichtig sind, und die Rückforderung des veräußerten Gegenstandes wie des dafür Geleisteten gestattet. Wir warnen insbesondere davor, sich betreffs derartiger Gegenstände mit Händlern in Verhandlungen einzulassen, welche in der Regel zum Schaden der Kirchengemeinden auszuschlagen pflegen. Wo ausnahmsweise Sachen von geschichtlichem, wissenschaftlichem oder Kunstwert an ihrem bisherigen Orte nicht genügend sollen erhalten oder geschützt werden können, ist uns sogleich zu berichten. Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß das vollständige Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesiens, aus welchem alle Pfarrämter Auschnitte erhalten haben, u. a. bei den königlichen Regierungen und bei sämtlichen Kreisbauinspektionen beruht.“

Darin ist eine sehr wesentliche Art Heimatschutz zu erblicken.

Schutz des Badeortes Flinsberg gegen Verunstaltung. Mit Genehmigung des Kreis Ausschusses ist nachstehendes Ortsstatut festgesetzt worden: § 1. Für die Straßen und Plätze des Badeortes Flinsberg ist die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Aenderungen zu verweigern, wenn dadurch die Eigenart des Ortes oder Straßen- (Platz-) Bildes beeinträchtigt werden würde. § 2. Die baupolizeiliche Genehmigung ist zu verweigern zur Ausführung von Bauten und baulicher Aenderungen in der Umgebung folgender Bauwerke von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung: evangelische Kirche, katholische Kirche, Kurhaus, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde. § 3. Die Bestimmungen der §§ 1 und 2 finden auch Anwendung auf bauliche Aenderungen in Form und Farbe und auf den Abbruch von Gebäudeteilen oder Einzelheiten an Gebäuden von geschichtlicher, künstlerischer oder kunstgeschichtlicher Bedeutung. § 4. Die Anbringung von

Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen bedarf der Genehmigung der Baupolizeibehörde. § 5. Vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung sind Sachverständige und der Gemeindevorstand zu hören. Will die Baupolizeibehörde die Genehmigung gegen den Antrag des Gemeindevorstandes erteilen, so hat sie ihm dieses durch Bescheid mitzuteilen. § 6. Das Ortsstatut tritt in Kraft mit dem ersten Tage nach seiner Veröffentlichung.

Vereine — Gesellschaften

Die schlesische Gesellschaft für Volkstunde hat soeben das 20. Heft ihrer „Mitteilungen“ an die Mitglieder verandt. Es enthält eine größere Zahl allgemein interessanter Aufsätze, sowie Mitteilungen und Buchbesprechungen. Folgende Aufsätze seien besonders erwähnt: Sagen und Märchen des Mittelalters (Dr. Klapper), Sprachliche Erstarrungen im Schlesißen (Prof. Dr. Drechsler), Zur Kunde der schlesißen Ortsnamen (Dr. Treblin), Schlesiße Volkslieder (Dr. F. Pradel), Einiges über Handwerksbräuche (Prof. P. Dittrich). Unter dem Titel „Wort und Brauch“ gibt die Gesellschaft volkstümliche Arbeiten in zwanglosen Heften heraus (bei M. und S. Marcus in Breslau); es erschienen bereits 4 Hefte: Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts von S. Reichert; Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesißen Mundart von E. Jaeschke; Die schlesiße Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt von v. Unwerth; Die Nationalhymnen der europäischen Völker von E. Bohn. Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten diese sehr wertvollen Arbeiten, mit denen ein noch wenig begangenes Gebiet mit größeren Mitteln erschlossen wird, zu einem ermäßigten Preise. Die Gesellschaft zählt an 700 Mitglieder; Vorsitzender ist Prof. Dr. Siebs, Schatzmeister, bei dem Anmeldungen zu bewirken sind, Kunstbändler Hr. Richter, Breslau, Schloßhofle. Der Jahresbeitrag beträgt 3 Mark.

Ein Verband der Kurorte und Sommerfrischen der Grafschaft Glatz ist auf Anregung der Breslauer Ortsgruppe des Glatzer Gebirgsvereins gegründet worden.

Vom Schlesißen Städtetag. Laut Mehrheitsbeschlusses des Vorstandes des Schlesißen Städtetages soll der nächste Städtetag am 7. Juni 1909 in Görlitz stattfinden. Der Vorstand des Schlesißen Städtetages hat ferner Herrn Oberbürgermeister, Geh. Regierungsrat Oertel-Liegnitz einstimmig zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Generalverein schlesißer Bienenzüchter. Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins wurde kürzlich in Breslau abgehalten. Nach dem vom Geschäftsführer erstatteten Jahresbericht zählt der Verein gegenwärtig 17 Ehrenmitglieder, 17 direkte Mitglieder und 157 angeschlossene Vereine mit 7062 Mitgliedern. Bei der Haftpflichtversicherung waren 5369 schlesiße Mitglieder versichert. Von zwölf Schädelfällen wurden zehn reguliert, zwei sind noch nicht erledigt. Das Vereinsvermögen beziffert sich insgesamt auf 8662 Mark. Die Gesamtsumme der Bienenvölker der im Generalverein verbundenen Vereine beträgt 69 140, so daß auf ein Mitglied 10 Völker entfallen. Die Winterverluste müssen ziemlich bedeutend gewesen sein, da ein Rückgang des durchschnittlichen Bestandes an Bienenvölkern bei den Mitgliedern eingetreten ist. Der Ertrag bezifferte sich auf 563 981 Pfund Honig, 18 406 Pfund Wachs und 11 725 Schwärme. Nach Entlastung der Rechnung für 1907 wurde der Voranschlag für 1909 in Einnahme und Ausgabe auf je 4765 Mark festgesetzt. Von 151 Vereinen ist in 20 Vereinen auf 50 Ständen bei 268 Völkern Faulbrut festgestellt worden. Davon wurden 37 Völker vernichtet. Am meisten von der Faulbrut betroffen war der Regierungsbezirk Liegnitz und dem-

nächst der Regierungsbezirk Oppeln. Als Ort für die 25. Wanderversammlung im Jahre 1909 wurde Liegnitz, und wenn dieser Verein ablehnen sollte, Hirschberg in Aussicht genommen. Die Sammlung zur Errichtung eines öffentlichen Denkmals für Dr. Dzierzon wird fortgesetzt. Es wird beabsichtigt, dieses Denkmal im Jahre des 100. Geburtstages des verstorbenen Altmeisters der Bienenzucht zu enthüllen.

Sport

Breslauer Eisbahnen. Da die Zeit vor Weihnachten nur geringe und stets nur einige Tage andauernde Kälte gebracht hatte, war den Breslauer, soweit sie nicht dem Eislaufverein angehören, vor dem Feste wenig Gelegenheit zur Ausübung des Eisportes gegeben, denn kaum waren die Natureisbahnen eröffnet, so machte Tauwetter sie wieder zu nichte; der Eislaufverein dagegen, der in diesem Winter — den zweiten seines Bestehens — die erste Kunsteisbahn auf den Schubertischen Tennisplätzen schuf, konnte auf seinem schon bei geringem Frost schnell hergestellten Eisplatz den schönen Sport in weit ausgedehnterem Maße pflegen. Erst die zu Weihnachten einsetzende Kälteperiode ermöglichte es, die Natureisbahnen auf dem Stadtgraben, im Südpark, in Scheitnig und auf der Oder für längere Zeit zu eröffnen. Die größte und am stärksten besuchte Eisbahn ist die auf dem die Liebichshöhe umziehenden Teile des Stadtgrabens. Leider haftet ihr der Uebelstand aller anderen öffentlichen Eisbahnen in Breslau an: da sie nicht gepflegt wird, ist das Eis immer nach kurzer Zeit so rauh, daß es die Freude am Sport stark beeinträchtigt und für den Kunstlauf überhaupt nicht mehr zu gebrauchen ist. Zugegeben mag werden, daß bei dieser sehr großen Bahn ein regelmäßiges Begießen, wie es der Eislaufverein auf seinen Bahnen vornimmt, mit großer Mühe und Kosten verbunden wäre. Der Eislaufverein verfügt außer der bereits genannten Kunsteisbahn noch über ein von der allgemeinen Bahn abgetrenntes Stück des Stadtgrabens an der Liebichshöhe, das er schon im vorigen Winter benutzte; seine Natureisbahn ist zeitweilig auch der Allgemeinheit geöffnet worden. Angesichts der unangenehmen Lage, in der sich der Eisport in Breslau befindet, dadurch, daß die Natureisbahnen lange Zeit brauchen, um fest zu frieren, während sie bei Tauwetter fast ebenso schnell unbrauchbar werden wie Kunsteisbahnen, des nicht unbedeutenden Interesses andererseits, das man auch hier dem gesunden Sporte entgegenbringt, drängt sich eine Frage auf: Berlin besitzt seit dem vorigen Jahre einen Eispalast; wäre es nicht für Breslau möglich, sich auch einen zu leisten? Freilich das Ideal des Eisportes ist, in frischer Winterluft auf weiter spiegelblanker Fläche durch die sonnenbeglänzte Landschaft dahinzugleiten. Aber wo findet man das Ideal? Auf dem Breslauer Stadtgraben nicht, besonders nicht die spiegelblankte Fläche. Dann werden viele meinen, es wäre absurd, im Sommer, anstatt hinauszugehen, in einem geschlossenen Saale Schlittschuh zu laufen. Sie sollten erst selbst einmal probieren, was für eine köstliche Erfrischung der Eislauf ist, wenn draußen die Sonne den Asphalt schmilzt. Und daß auch im Winter eine Saaleisbahn gern besucht wird, auch wenn gute Eisbahnen im Freien vorhanden sind, das lehrt ein Besuch des Berliner Eispalastes. Wenn draußen eine Kälte von 10 und mehr Grad in Ohren und Nasen zwickt, dann schweben im Eispalast bei munteren Walzerklängen die Damen in spinnewebdünnen Blusen über das Eis dahin, und die Herren verzichten oft auf die Kopfbedeckung. Der Gedanke an einen Eispalast in Breslau scheint gar nicht so übel (dann könnte man in der geplanten Breslauer Festwoche sogar Eislaufkonkurrenzen veranstalten!). Vom Gedanten bis zu seiner Verwirklichung ist aber noch ein weiter Schritt. Die Kosten des Unternehmens würden sehr hoch sein und müßten durch entsprechende Eintrittsgelder gedeckt werden. Jetzt zahlt man auf der Eisbahn

10 bis 25 Pfg. Die Frage ist, ob es genügend Leute geben würde, die im Eispalast 50 Pfg. bis 1 Mark zahlen wollen. Dr. Reinhart

Ein Dauerrekord des Ballons „Schlesien“. Der Ballon, der am 29. Dezember zwischen 11 und 12 Uhr in Breslau aufstieg, landete nach einer telegraphischen Meldung Mittwoch den 30. Dezember 12 Uhr 10 Minuten sehr glatt bei Nierstein a. Rhein. Der Ballon hat sich also über 24 Stunden in den Lüften gehalten, — bei dieser grimmigen Kälte eine ganz besonders hervorragende Leistung der Injassen.

Kosten für den Aufstieg eines Luftballons. Die Füllung eines Ballons, wie der „Schlesien“, der etwa 1500 Kubikmeter Inhalt hat, kostet, den Kubikmeter zu 14 Pfg. gerechnet, 210 Mk.; hierzu kommen die Beträge für Amortisation, Rücktransport, Reisespesen der Fahrteilnehmer usw. Man nimmt an, daß ein Luftballon zu nicht mehr als etwa 100 Fahrten gebraucht werden kann, weil durch die Benutzung der Stoff brüchig und daher undicht wird. Bei etwa 8000 Mk. Beschaffungskosten betragen also die Amortisationskosten für eine Fahrt etwa 80 Mk.; rechnet man hierzu die Kosten für Füllung im Betrage von 210 Mk., ferner die Kosten für Rücktransport, Reisespesen der Fahrteilnehmer usw., so ergibt sich ein Kostenbetrag von weit über 300 Mk. für die einzelne Luftballonfahrt.

Schlesische Flugmaschinen-Erfinder. Zu den vielen schlesischen Erfindern, die an der Entwicklung des Luftsports mitarbeiten wollen und schon mit manchen guten aber auch sehr vielen wertlosen Vorschlägen zur Lösung des Menschenflug-Problems hervorgetreten sind, gehört auch Bäckermeister Eduard Niedel in Schweidnitz. Dieser hielt im Schweidnitzer Gewerbeverein einen Vortrag über die von ihm konstruierten „Luftschiffe“. Die „Tägliche Rundschau für Schlesien und Posen“ berichtet darüber: „Nedner hatte zur besseren Verständlichmachung seines Vortrages vier verschiedene sauber gearbeitete Modelle seiner zum Patent angemeldeten Fahrzeuge zur Ansicht ausgestellt. An der Hand derselben erklärte der Vortragende die Konstruktion seines Systems, welches sich von anderen derartigen Fahrzeugen dadurch unterscheidet, daß Tragschrauben mit Trommeln das Fahrzeug in der Luft bewegen und wie Fallschirme gebaute Propeller ein allzuschnelles Fallen verhindern sollen. Das Fahrzeug wird von Motoren betrieben, ist für Passagiere eingerichtet und bietet Schutz vor Luftzug und Kälte. Ferner sind die Fahrzeuge so gebaut, daß ein Umkippen durch Luftstoß verhindert und das Schiff auch als Fahrzeug auf dem Wasser verwendet werden kann. Herr Niedel hat bereits zwei Patente auf die Fahrzeuge erhalten.“

Große Schreiberhauer Wintersportwoche. (7. bis 14. Februar 1909). Nachdem das Zustandekommen einer größeren wintersportlichen Veranstaltung durch Zeichnung eines Garantiefonds durch die in betracht kommenden Interessenten finanziell als gesichert betrachtet werden kann, haben sich für ihre Ausföhrung der Schneeschuhverein „Windsbraut“ und der „Wintersportverein“ bereit erklärt. Der Verlauf ist wie folgt geplant: Sonntag, den 7. Februar: Festplatz am Zadelallberge: Hauptwettrodeln (Herren, Damen, Zweifels-, Kinder), offen für alle Fahrer. Montag, den 8. Februar: Festplatz am Hotel Lindenhof: Eisfest; Dienstag, den 9. Februar: Festplatz am Zadelallberge: Hörnerschlitzenwettfahren und Wettrodeln für Schreiberhauer Wintergäste, Mittwoch, den 10. Februar: Festplatz am Lindenhof: Schneeschuhwettläufe für Schreiberhauer Schüler. Donnerstag, den 11. Februar: Festplatz am Hotel Lindenhof: Haupt-Vobsleighwettfahren. Freitag, den 12. Februar: Ausfahrt mit Pferdeschlitten in die Umgegend. Sonnabend, den 13. Februar: Festplatz Hüttenberg: Schneeschuhwettläufe (Senioren-, Junioren- und alter Herren-Langlauf). Sonntag, den 14. Februar: Festplatz Neue schlesische Baude: Schneeschuhwettläufe (Militärlauf, Damenlauf,

Senioren-, Junioren- und Jugendsprunglauf). Die Abende werden durch die Preisverteilungen, Konzertunterhaltungen und andere gesellige Veranstaltungen ausgefüllt.

Städte — Dörfer

Breslau. Eine wertvolle Statistik bilden die „Verwaltungsberichte“, die in zusammenfassender Weise für mehrere Jahre erscheinen. Soeben ist der Verwaltungsbericht für die Rechnungsjahre vom 1. April 1904 bis 31. März 1907 erschienen (Druck von Graß, Barth u. Comp.) ein Band von 1200 Seiten, aus dem sich die Größe und Bedeutung eines Großstadtweizens wie es Breslau ist, ersehen läßt. Die Organisation eines solchen Stadttriebes ist im Laufe des Wachstums zwar ein Ganzes geworden und geblieben, die Teile aber können nur durch eine musterhafte Organisation zusammengehalten werden. Dem dienen auch diese sorgfältigen Berichte, die über den Stand der Zahlen und die Leistungen der Stadt genauen Aufschluß geben. Späteren Geschlechtern sind diese Bände eine unersetzliche Quelle.

Görlitz. Ein Feuerwehrrdepot für 186 951 Mk. wird erbaut, ferner ein Sparkassengebäude.

Oels. Für den Neubau eines Volksschulgebäudes für 1200 Schulkinder fordert der Magistrat Bauentwürfe ein. Für Prämierung der drei besten Entwürfe sind drei Preise von 1200, 600 und 300 Mk. ausgesetzt.

Schönan. Die neue Aerogasanstalt ist fertiggestellt und die Anschlüsse sind bewirkt; Herstellungspreis 55 000 Mk.

Statistik

Rückgang des Bierverbrauchs in Breslau. Im Hinblick auf die neue Biersteuerordnung der Stadt Breslau dürften einige Zahlen, die die Größe des Bierverbrauchs in Breslau charakterisieren, und die wir dem Verwaltungsbericht der Stadt Breslau entnehmen, von Interesse sein. Nach dem Bericht wurde in Breslau Bier gebraut:

Im Jahre 1900: 705 988 Hektoliter, 1901: 677 780, 1902: 651 864, 1903: 672 300, 1904: 708 091, 1905: 675 490 und 1906: 643 520 Hektoliter. Schon hier zeigt sich ein Rückschritt, der noch mehr in die Augen fällt, wenn man die Zahlen über Bierzufuhr und -Ausfuhr näher betrachtet: In den sieben genannten Jahren wurden nach Breslau eingeführt: 113 019, 112 210, 102 213, 108 902, 111 070, 115 209, 122 038 Hektoliter. Das bedeutet, wenn man den Bevölkerungszuwachs berechnet, ebenfalls einen Rückgang. Ausgeführt wurden in derselben Zeit 139 329, 153 629, 161 046, 172 286, 171 102, 167 940, 164 812 Hektoliter. Ganz besonders deutlich aber tritt der Wenigerkonsum an Bier zutage, wenn man die Ziffern über den Bierverbrauch in Breslau überieht. Der betrug 1900: 679 678 Hektoliter, ein Jahr später nur noch 636 361 Hektoliter, 1902: 573 031, 1903: 608 916, 1904: 648 060, 1905: 622 759 und 1906: 600 746. Auf den Kopf der Bevölkerung machte das im Jahre 1900: 162 Liter aus im Jahre 1901 nur noch 149, im Jahre 1902: 132, 1903: 138, 1904: 142, 1905: 133 und im Jahre 1906 gar nur noch 125 Liter. Nach einigem Schwanken geht diese Stala also rapid abwärts, namentlich in den letzten zwei Jahren. Der Bericht meint erklärend dazu: „Der Minderverbrauch an Bier findet die einzige Erklärung in der durch das neue Brausteuergesetz hervorgerufenen Erhöhung des Preises für das Bier der hiesigen Ringbrauereien; hierdurch haben die Beiträge gegen den Alkoholgenuß den tatkräftigsten Stützpunkt erhalten. Außerdem hat der Genuß von Mineralwässern und anderen alkoholfreien Getränken (sogenannten „Braufern“) einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung erfahren“.

Persönliches

Regierungspräsident von Holwede tritt bereits am 1. Februar in den Ruhestand. Als sein Nachfolger ist der Regierungspräsident von Baumbach in Osnabrück nach

Breslau versetzt worden. Herr von Baumbach war bis zum Jahre 1903 Landrat des Kreises Selnhausen, Reg.-Bezirk Kassel, seit 1902 zugleich Hilfsarbeiter im Finanzministerium. In dieses wurde er dann unter Ernennung zum Geh. Finanzrat versetzt. Im Jahre 1907 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Oberfinanzrat. Seit dem vorigen Jahre war er Präsident der Regierung in Osnabrück.

Der als Nachfolger des Professors Passarge für den Lehrstuhl der Geographie in Vorschlag gebrachte Professor Dr. **Alexander Supan** in Gotha ist nunmehr durch Allerhöchste Bestallung vom 28. Dezember v. J. zum ordentlichen Professor in der Breslauer philosophischen Fakultät ernannt worden. Gleichzeitig hat ihn der Kultusminister zum Direktor des geographischen Seminars bestellt. Seine Lehrtätigkeit wird Professor Supan zu Anfang des kommenden Sommer-Semesters beginnen.

Bürgermeister Dengler, Reinerz, ist mit Ablauf des Jahres 1908 aus seinem Amte geschieden, das er 42 Jahre lang mit großem Erfolg verwaltet hat. Stadt und Bad danken ihm Außerordentliches. Sein liebevolles Wesen hat auf alle, die ihn kennen lernten, dauernd anziehend gewirkt. Die Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, die Regierung den Titel Geheimer Regierungsrat. Als Badekommissar wird der treue Pfleger der schlesischen Bäder auch fernerhin mit dem schlesischen Leben in Fühlung bleiben. Wir wünschen dem treuen Eckart der schlesischen Berge einen sonnigen Lebensabend.

Chronik

Januar

1. Das neue Jahr wird bei strenger Kälte (—14—20°C) im Hinblick auf die Riesentatastrophe von Italien überall ernst begonnen.

2. In Schlesien sind im Laufe dieser Woche 9 Personen erfroren.

3. Der Magistrat von Breslau erhebt in einer Druckschrift Einsprüche gegen das Hochwasserschutzprojekt für Breslau.

4. Witterungsumschlag von —14° C auf +1° C Infolge des Tauwetters geht die bis 35 cm starke Eisdecke der Ober in Bruch, es entsteht Treibeis.

5. Im Gebirge setzt infolge erneuten Schneefalls der Winterport lebhafter ein.

7. Auf den Schnellzug 12,23 wurde durch Auflegen einer Dynamitpatrone zwischen Ruda und Glückaufkolonie ein Attentat beabsichtigt, das durch den Marktweider Fischer kurz vor Passieren des Zuges verhindert wurde.

10. In Niederschlesien tritt die Tollwut unter den Hunden stark auf.

14. In Schlesien sind schon über 20 000 Mark für die Verunglückten in Italien gesammelt worden.

Die Toten

Januar

1. Major a. D., Rittergutsbesitzer Mortimer von Johnston auf Zweibrödt, 69 Jahre.

3. Landgerichtsrat a. D. Gustav Mehler, Beuthen O.-S., 73 Jahre.

4. Leutnant Kurt Hielscher, Beuthen O.-S., 23 Jahre. Buchhändler Theodor Roeder, Breslau, 44 Jahre. Dr. Walter Tische (Wölfsgrund), Breslau, 26 Jahre.

5. Majoratsbesitzer Arthur v. Baildon-Brieftwell auf Lubie O.-S., 86 Jahre.

Oberst z. D. Wilhelm Quade, Glas, 65 Jahre. verw. Frau Thosa v. Göß, geb. Gräfin Zedlig-Trükschler, Liegnitz.

Dr. Julius Wolfsjohn, Breslau.

6. Arzt Dr. Oswald Herrmann, Jauer, 49 Jahre. Landgerichtsrat Sigismund von Potrykowski, Breslau, 57 Jahre.

7. Pastor Max Lipke, Klein-Elguth.

9. Kommerzienrat Joseph Pinkus, Neustadt O.-S., 79 Jahre.

12. Rektor Dziony, Breslau, 60 Jahre.



Die Hedwigskirche und das Schloß in Brieg

Von Provinzialkonservator Dr. L. Burgemeister in Breslau

Unter den bemerkenswerten Baudenkmalern der Pflaumenstadt Brieg steht das Schloß der Pflaumen mit der angebauten Schloß- oder Hedwigskirche an erster Stelle. Schon das Städtebild, das diese beiden Bauten mit der anschließenden Gruppe von Bürgerhäusern bilden, ist außerordentlich reizvoll und ein Lehrbeispiel für den bei alten Bauten so oft zu bewundernden Zusammenklang der verschiedenen historischen Stile. An den nach dem Achteck geschlossenen Chorbau der Kirche mit ihren einfachen Formen und den wuchtigen Strebepfeilern schließt sich rechts der prunkvolle Torbau des Schlosses, zweifellos das am reichsten und vornehmsten durchgebildete Werk der Renaissance in Schlesien. Zur Linken reihen sich barocke Bürgerhäuser an, deren stattlicher Charakter bei maßvollem Reichtum auffällt. Die harmonische Stimmung der ganzen Baugruppe liegt offensichtlich in dem gegenseitigen Verhältnis der Massen und in der bei allen Bauten hervortretenden rhythmischen Betonung senkrechter Gliederungen. Ob das an die Kirche später angeklebte niedrige Bürgerhäuschen als Mißton in dieser Harmonie zu empfinden ist, mag dahingestellt bleiben.

Die an das Schloß angebaute Schloßkapelle reicht bis ins XIV. Jahrhundert zurück und scheint von Anfang an der Heiligen Hedwig geweiht zu sein. Von dem alten Bauwerk ist

der östliche, vor das Schloß vortretende Teil erhalten; er besteht aus vier schmalen Jochen, an die sich drei Seiten des Achteckschlusses anlegen. Die Ueberwölbung besteht aus Kreuzgewölben, deren Rippen ohne Kragsteine aus der Wand herauswachsen. Die Schlußsteine sind mit plastischem Bildwerk verziert. Nach Norden schließt sich ein zweigeschossiges Seitenschiff von drei Jochen Länge an.

Zur Zeit, als der Neubau des Schlosses unter Friedrich II. ins Werk gesetzt wurde, war dieser spätgotische Kirchenbau bereits abgeschlossen. Die baulustigen Herzöge des Renaissancezeitalters haben an dem eigentlichen Bau Veränderungen nicht vorgenommen. Immerhin findet der Einzug der Reformation in das kleine Kirchlein seinen Ausdruck in einem steinernen Predigtstuhl, den Herzog Georg II., der Erbauer des benachbarten Torbaues, für die Kirche stiftete. Zufällig ist über diesen Predigtstuhl einiges Näheres bekannt. Er wurde dem Zeugwart und Tischler Georg Lange verdingt, der seinerseits die Arbeit weiter vergab. Am 8. November 1569 berichtet aus Naumburg a. O. der Steinmetz Ludwig Stenzel an den Herzog, daß die Steine dazu grob abgerichtet bereit lägen. Als der ausführende Meister ist der zwischen 1569 und 1587 in Brieg nachweisbare Bildhauer Michel Kromer ermittelt, bei dem Stenzel in Dienst stand. Der Predigt-



cop. Phönix-Verlag

Hedwigskirche und Schloß in Brieg

stuhl wurde 1573 geweiht. Er wird noch 1735 von Somolke erwähnt, ist aber später verschwunden. Ein weiteres Zeugnis der Bautätigkeit des Herzogs Georg II. bildet die 1567 in die Kirche eingebaute Gruft, deren Ueberwölbung von Sonntag Quasimodogeniti (6. April) bis Philippi und Jakobi (1. Mai) ausgeführt wurde. Der Erbauer der Gruft und seine Nachkommen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sind dort bestattet worden.)

Bei der Beschädigung der Stadt Brieg durch Friedrich den Großen im ersten schlesischen Kriege vom 27. April bis 1. Mai 1741 ging das unter der österreichischen Herrschaft verwahrloste Schloß in Flammen auf. Wesentliche Teile des stolzen Gebäudes sind dabei ganz verloren gegangen. Auch die Hedwigskirche ist offenbar eingreifender Zerstörung anheimgefallen. 1784 fand dann eine Erneuerung und Umgestaltung derselben statt. Die Kirche wurde einerseits in eine katholische umgewandelt und andererseits für die Benutzung durch die Bürgerschaft eingerichtet. Während der Zugang bisher vom Schlosse aus stattgefunden und der Altar in dem Ostchor gestanden hatte, wurde die An-

ordnung jetzt eine umgekehrte. Die Kirche wurde von Osten her durch eine Tür zugänglich gemacht und ein neues Presbyterium nach Westen angelegt. Der mittelalterliche Ziegelrohbau wurde bei der Gelegenheit verputzt und erhielt eine spätbarocke Ausstattung von Altar, Kanzel und Orgel. Nur wenig altes Schmuckwerk, im Außern eine bemerkenswerte Figur der Schutzheiligen und einige Wappen, im Innern einige Epitaphienteile, blieben erhalten.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts war der Bau bei mangelnder Pflege mehr und mehr verfallen. Eine angemessene Instandsetzung war wegen seiner geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung längst geboten. Aber es fehlten die Mittel, da eine eigentliche Unterhaltungspflicht Niemandem oblag. Nachdem durch den zuständigen Kreisbauinspektor ein Kostenschlag aufgestellt und im Ministerium der öffentlichen Arbeiten auf 35 000 Mark festgesetzt war, wurden durch den Kultusminister 17 500 Mark aus Staatsmitteln bereit gestellt. Der Kardinal und Fürstbischof Dr. Kopp überwies 10 000 Mark und der Schlesi- sche Pro-



Evangelist Mathäus

Neu aufgefundenene Reliefs von Michel Kromer in der Hedwigskirche in Brieg



phot. Gröger in Brieg

Evangelist Marcus

vinzial-Landtag bewilligte 5000 Mark. Den danach verbleibenden Rest übernahm ebenfalls der Staat, während die katholische Kirchengemeinde in Brieg die Unterhaltung auf sich nahm und als Eigentümerin staatlicherseits anerkannt wurde.

Die Instandsetzung ist im verflossenen Sommer im wesentlichen durchgeführt worden. Es wurde der Bau nach Herstellung des Daches außen neu verputzt und eine kleine Sakristei an der Südseite angebaut. Das Innere wurde nach Erneuerung des Putzes einfach bemalt. Das sehr schadhafte Fußbodenpflaster wurde aufgenommen, um neu hergestellt zu werden. Altar, Kanzel, Orgel, Gestühl und sonstige Innenausstattung werden sachgemäß erneuert. Ueberall wurde dabei dem alten Bestande sorglich Rechnung getragen.

In der geöffneten Piastengruft fanden sich 22 Särge, 14 große und 8 kleine, die aus Zinn oder Kupfer hergestellt sind. Die Zinnsärge

(13 große und 1 kleiner) sind mit Inschriften versehen und zum Teil plastisch reich verziert und bemalt. Die Kupfersärge haben die Form einfacher Kästen ohne nennenswerte Verzierungen. Die Entfaltung von Reichtum und damit der künstlerische Wert der in chronologischer Ordnung aufgestellten Särge nimmt mit jeder Generation zu. Der Sarg des Erbauers der Gruft Georg II. ist leider am wenigsten erhalten. Da die Gruft für die darin untergebrachten Särge zu klein und eine würdige Aufstellung derselben dadurch unmöglich ist, sollen die fünf künstlerisch bedeutendsten im Seitenschiff hinter einem schmalen Eisengitter aufgestellt werden. Die Bauleitung liegt in den Händen des Baurats Weisstein, dem der Regierungsbauführer Hintichs zugeteilt ist.

Bei der Aufnahme der Fußbodenplatten ist eine Reihe von Werksteinbruchstücken, die umgedreht als Platten verwendet waren, aufgedeckt worden. Es sind einzelne prachtvoll



cop. Phönix-Verlag

phot. Gröger in Brieg

Hauptportal des Schlosses in Brieg



cop. Phönix-Verlag

Teil des Hauptportals des Schlosses in Brieg
mit den Figuren Herzogs Georg II. von Brieg und seiner Gemahlin Barbara von Brandenburg



Portal
im
Hofe des
Schlosses
in Brieg



cop. Phönix-Verlag

Treppenaufgang im Hofe des Schlosses in Brieg,
ein Bild des ruinenhaften Bau-Zustandes

dekorierte Pilasterteile, die wohl vom Schlosse herrühren und dem Verfertiger des übrigen Schmuckes von „Lob und Bildwerk“ am Portalbau, dem Bildhauer Andres aus Breslau oder seinem Sohne zuzuschreiben sein dürften. Vor allem aber wurden 4 Platten gefunden, die auf der Rückseite die in Nischen eingestellten Evangelisten aufweisen. Die Bildwerke sind in der Hauptsache gut erhalten. Eine beträchtliche Beschädigung hat nur der Kopf der Johannesfigur. Wie man sofort erkennt, entstammen die Reliefs der Zeit des Schloßneubaues und sind künstlerisch wertvoll. Es kann, wie auch die Abmessungen bestätigen, kein Zweifel darüber bestehen, daß sie von dem

verloren gegangenen, oben näher behandelten Predigtstuhl herrühren, dessen vier Brüstungsseiten sie bildeten. So hat die Wiederherstellung der Hedwigskirche das kunstgeschichtliche Ergebnis gebracht, daß die wertvollsten Teile der Arbeit Michel Kromers wiedergefunden sind und damit auf den Kreis der namenlosen Erzeugnisse einer bedeutsamen Zeit ein Lichtstrahl fällt.

Wenn jetzt nach Wiederherstellung der Hedwigskirche der Blick sich auf das benachbarte ruinenhafte Schloß richtet, so ist das nicht verwunderlich. Immer wieder wurden in Brieg Stimmen laut, die eine Wiederherstellung des Schlosses dringend heischten. Bei Gelegenheit

der Heidelberger Schloßfrage ist auch der Brieger Schloßbau vielfach genannt worden. Es wurde darauf hingewiesen, daß gewisse dekorative Elemente des Otto-Heinrichsbaues und namentlich der Fries in den Fensterarchitraven bei beiden Bauten fast identisch sind. Aus der Namensgleichheit beteiligter Werkleute wollte man gern noch engere Zusammenhänge konstruieren. Wie man sich auch zu solchen Uebereinstimmungen stellen mag, die gegenüber feststehenden Tatsachen wenig Gewicht beanspruchen können, so ist es doch naturgemäß, daß solche Einzelfragen das Interesse nicht nur einzelner Forscher, sondern auch der Allgemeinheit verschärft auf den Bau hinlenken mußten. Man kann das Schicksal des der Kriegsfurie zum Opfer gefallenen glänzenden Herrscherhauses der Pfaffen nur beklagen. Andererseits darf man aber nicht übersehen, daß, nachdem das Unglück einmal geschehen war, die „Aptierung des Briegischen Schloßes zum Proviant- und Salzmagazin“, die 1742/43 auf Befehl Friedrichs II. stattfand, zwar auf der einen Seite die Herabwürdigung zu einem niedrigen Nützlichkeitsbau bedeutete, aber auch auf der anderen Seite die gute Erhaltung der Ruine zur erfreulichen Folge hatte. Wohl erscheint die jetzige Verwendung nicht als die beste mögliche. Eine sorgsamere Pflege des ganzen Baues ist dringend zu wünschen, auch wäre das Innere für das Publikum leichter zugänglich zu machen. Vielleicht ließe sich auch für den ganzen Bau eine vornehmere Verwendung finden. Dagegen kann eine „Rekonstruktion“ des Schloßes nicht in Frage kommen. Dazu ist das Er-

haltene zu lückenhaft und das überkommene Nachrichtenmaterial zu unsicher. Namentlich der stattliche Schloßhof, dessen Gestaltung für die Wirkung des ganzen Baues ausschlaggebend war und ist, kann niemals wieder erstehen. Von den Gebäudeflügeln, die den Hof ehemals umrahmten, ist der eingeschossige Nordflügel ganz, der Westflügel bis auf zwei Achsen verschwunden. Von den dreigeschossigen Süd- und Ostflügeln sind fast nur die kahlen Mauern erhalten. Von den Säulenhallen, die in drei Stockwerken übereinander den Hof umsäumten, sind nur Bruchstücke des Erdgeschosses in der Südost- und Südwestecke nebst den zugehörigen Treppenaufgängen auf uns gekommen, allerdings Bruchstücke, die eine traumhafte Vorstellung von der wunderbaren Schönheit der Anlage in uns aufleben lassen. Mit den Resten dieser Schönheit müssen und können wir uns bescheiden. Abgesehen von den enormen Kosten, die der Wiederaufbau erfordern würde, abgesehen von der zweifelhaften Richtigkeit und Schönheit dessen, was wiederhergestellt oder hinzugefügt werden könnte, kommen hier alle die Gefühlsmomente in Betracht, die auch für die Erhaltung der Ruine und gegen den Aufbau des Heidelberger Schloßes geltend gemacht wurden. Ein großer Teil des Zaubers, der uns bei der Betrachtung des herrlichen Trümmerwerks in seinen Bann schlägt, würde bei einer wesentlichen Veränderung des jetzigen Zustandes verloren gehen. Es bleibt nur die Aufgabe, den durch das Schicksal bestimmten Verlauf des allmählichen Sterbens in Schönheit möglichst zu verlangsamen.

Neubauten im Riesengebirge

Von Walter Dreßler in Hirschberg

Mit dem Aufschwunge unserer Industrie und unseres Handels in den letzten Jahrzehnten, mit der Vermehrung des nationalen Wohlstandes hat sich auch bei uns, wie in anderen Ländern, ein äußerst wichtiger Faktor in das wirtschaftliche Leben eingeschlichen, ohne den man so ziemlich auf keinem Gebiete, selbst nicht in Kunst und Wissenschaft, mehr auskommen zu können glaubt: die Reklame. Sie hat derartig unerfreuliche Formen angenommen, daß dadurch bereits wieder eine Reaktion hervorgerufen wurde, indem man sie einestheils in geschmackvollere Gestalt zu bringen versuchte und auch teilweise wirklich brachte, und hierdurch auch schon mit ihrem eigentlichen Zweck versöhnte oder darüber hinweg täuschte, andererseits, indem man ihre Auswüchse be-

kämpfte und sie zu unterdrücken suchte, — ein schwieriges Beginnen in einer Zeit, wo Polizeiverordnungen mit Recht in den weitesten Kreisen des Volkes verabscheut werden. Die Reklame hat bereits gesetzgeberische Maßnahmen zur Folge gehabt und haben müssen, die darauf abzielten, wenigstens unsere schönsten Landschaftsbilder vor verletzender Verunstaltung zu schützen, und Erfolge, wenn auch noch nicht in bedeutendem Umfange, sind ja auch bereits erzielt worden.

Auch bei uns im Riesengebirge hat man selbständig, noch nicht mit Hilfe der Gesetze, damit begonnen, dem unvernünftigen Reklamewesen den Krieg zu erklären. Der Riesengebirgsverein hat sich das u. a. zum Ziele gemacht, und hat hierin eine schöne Aufgabe

vor sich, nachdem er seine Hauptabsicht, die touristische Erschließung des Gebirges, im wesentlichen bereits erreicht hat.

Aber ein viel schwierigerer Kampf ist in den nächsten Jahren noch zu führen: unser Gebirge zu schützen vor unschönen Neubauten.

Das Bauen im Riesengebirge steht in engem Zusammenhang mit der Reklame, denn es gilt hier, die Fremden zur Niederlassung anzulocken in unseren so wunderschön gelegenen Gebirgsdörfern. Deshalb strengen sich unsere Gebirgler so gewaltig an, ihre alten gemütlichen Häuschen „auszubauen“, um Raum für Fremdenwohnungen zu schaffen oder um Neubauten aufzuführen, die den gewünschten klingenden Erfolg in den wenigen Sommermonaten sicherstellen sollen. Aber nicht nur die Gebirgler tun das. Unternehmer errichten „Villen“ und Logierhäuser, bei denen nur der eine Punkt in Frage kommt: das Vermieten, das Geldverdienen.

Und bei dieser Spekulation wird fast durchweg die künstlerische Forderung vernachlässigt: daß man so bauen soll, wie die Schönheit der Gegend, wie der Charakter der Ortschaft, wie der natürliche Geschmack, der sich hier, wie meist, mit dem künstlerischen Geschmack deckt, es erfordert! Denn wenn der Gebirgler, der noch vor zwanzig bis dreißig Jahren die bittere Armut täglich bei sich zu Gast sah, heute sein altes gemütliches Häufel durch einen „Anbau“ geräumiger machen will, so ist niemand da, der ihn lehrt, wie er es mache, daß sein Bauernhaus seinen anheimelnden Charakter auch behalte. Das läßt sich machen, ohne daß der Besitzer, vor dem sich neue wirtschaftliche Ausblicke eröffnen, Schaden leide, das muß sogar gefordert werden im ureigensten Interesse des Besitzers selbst. Denn noch immer, und in Zukunft vielleicht mehr als je, geht das Bedürfnis des Fremden, des Sommerfrischlers, des Erholungsbedürftigen, darauf hinaus, hübsch zu wohnen, gemütlich zu wohnen. Der latente Geschmack aller Bevölkerungskreise versteht ganz genau zu unterscheiden, wo man sich heimisch fühlen kann und wo nicht. Große Logierhäuser, Kasernen, wählt man nur aus Not. Der Unternehmer, der selber neu baut, ganze Häuser, ganze Kolonien neu baut, sieht meistens darauf, billig zu bauen, um möglichst viel aus der Kapitalsanlage herauszuschlagen, und vergißt dabei ganz, daß er das bessere Geschäft machen würde, wenn er geschmackvoller bauen würde mit Anlehnung an den Charakter der Gegend. Mit den Fremden, die sich ihr eigenes Haus bauen als ständigen Sommeraufenthalt, läßt sich in der Regel nicht viel anfangen. Sie werden immer eigensinnig bleiben, denn sie sind meist viel zu „gebildet“, um

nicht zu „wissen“, wie sie zu bauen haben, und deshalb würden so manche von ihnen, wenn sie dürften, neben den Zäckenfall einen griechischen Tempel oder an dem kleinen Teich eine Villa „im Grunewaldstil“ setzen. Es gibt allerdings auch einen kleinen Prozentsatz von wohlhabenden Leuten, die sich bei uns niederlassen und sich erst überlegen, wie wohl ihr Heim in das Gebirge hineinpasse würde, und die deshalb unsere Gebirgsorte um allerliebste Bauwerke bereichern. Aber von dieser Kategorie, von der man nichts zu befürchten braucht, kann ich an dieser Stelle jedoch absehen, weil ihre Zahl gar so gering ist.

Nun wird vielleicht der geschätzte Leser fragen: ja, wie soll man nun im Gebirge bauen? Denn lauter alte Bauernhäuser kann man doch nicht ertstehen lassen!

Sehr richtig! Es liegt mir vollkommen fern, fordern zu wollen, daß das Gewesene um jeden Preis wieder auferstehe. Es liegt mir auch ebenso fern, bestimmte Direktiven geben zu wollen, denn man kann die Sache sehr verschieden anpacken. Trotzdem gibt es gewisse Dinge, die man dabei immer beobachten oder vielmehr vermeiden kann, trotz der Mannigfaltigkeit des Geschmacks.

Da gibt es eine Bauart in unseren Gebirgsorten, die von Einheimischen bei der Errichtung von Neubauten betrübend häufig angewendet wird. Das sind die „Kästen“: zwei lange, zwei kurze Mauern, natürlich mit möglichst viel Zimmern darin, darüber ein horizontales Dach und der Bau ist fertig! Sehr billig, in der Tat, aber auch sehr scheußlich!

Und wenn daneben noch eines von den alten lieben Blockhäusern steht mit dem Schindeldach unter einer mächtigen Linde, dann wirkt das andere um so abstoßender, weil es auf den ersten Blick gar zu brutal den nackten Interessenstandpunkt vertritt.

Aber diese Kästen sind noch nicht das schlimmste. Schlimmer ist es, wenn so ein Neubau „gefällig“ wirken will, aber dazu nicht das geringste Talent hat. Wenn er mit Holzarchitektur und Fachwerk schwindelt, wenn er „schweizerisch“ anmuten will, wenn er mit Farben angestrichen ist, die die ganze Natur ringsum vergiften, und ein Dach hat, das in seinen Umrisen die Luft um sich ebenso schnöde zerreißt wie ein Loch das Billardtuch. Das sind dann gewöhnlich Bauten von einheimischen Maurer- und Zimmermeistern, die nie davon einen Begriff gehabt haben, daß die Architektur eine Kunst ist. Wir haben zwar natürlich auch einheimische Baumeister und gebildete Architekten, die wirklich etwas können, aber sie kommen noch lange nicht genug zur Geltung vor jenen, die

Stein und Holz nur so zusammenfügen können, daß der Bau lediglich den Anforderungen der Sicherheit entspricht.

Aber wir haben auch Bauten, die sich diejenigen im Gebirge errichten, die sich hier niederlassen und dabei ihre großstädtische Herkunft um jeden Preis betonen wollen. So kommt es, daß wir auch noch den sogenannten „Grünwaldstil“ bei uns auftauchen sehen, der im Grünwald selbst das Auge oft genug beleidigt. In dieser Hinsicht tragen die Schuld die Besitzer selbst, die kein Verständnis für die Gegend und deren Eigenart haben oder die auswärtigen Architekten, die um jeden Preis hier Eingang finden wollen und deshalb ihre Kunst, wenn man so sagen will, so stark betonen, daß die Unterstreichung um so beleidigender ins Auge fällt. Freilich darf man auch hier sagen, daß wir auch schon Bauten auswärtiger Architekten haben, denen als erstes am Herzen lag, ein Heim im Gebirge zu schaffen.

Wenn man sich nun überlegt, wie man Sünden, wie die erwähnten vermeidet, so lassen sich freilich allgemein gültige Regeln nicht so ohne weiteres aufstellen.

Aber einige Gesichtspunkte lassen sich doch dabei vertreten, wobei man nicht einmal unter allen Umständen zu fordern braucht, daß das alte Charakterbild des schlesischen Gebirgsdorfes um jeden Preis erhalten bleiben muß. Die alten Bauernhäuser wirken nicht blos deshalb malerisch, weil sie niedrig und konzentriert sind in ihrer ganzen Anlage, weil sie kleine Fenster und Misthaufen vor der Tür haben, weil sie durch die Verwitterung in der Farbe mit der Umgebung zusammen stimmen. Das läßt sich bei Neubauten heute nicht mehr fordern. Aber zu beachten ist, daß sie gute Verhältnisse haben, daß ihr Dach eine ansprechende Form besitzt und daß sie meist im Blockbau aufgeführt sind. Das Holz, das Blockhaus paßt, wenn es nicht gerade von einem absolut Nichtkünstler verwendet wird, immer ins Gebirge. Zugegeben sei, daß das Holz heute teurer geworden ist als vor Jahrzehnten und Jahrhunderten, wo es das vorhandene, das einzige, das billigste Baumaterial war. Aber vermögende Leute, denen es auf ein paar tausend Mark nicht ankommt, könnten doch auf solche Dinge kommen. Sehr selten sieht man bereits so etwas. So steht z. B. ganz oben in Krummhübel dicht am Waldesrande ein Blockhausbau, der ganz entzückend an und für sich wirkt und um so schöner, weil er so reizend zu dem dunklen Fichtenwald in seiner nächsten Nähe paßt. Das ist's eben, was man heute so vielfach vergißt, daß das Holz an sich schön ist, ein schönes echtes Material, das dem Auge immer angenehm ist, es sei denn, daß es mit Öl angestrichen ist, was allerdings empörend

oft geschieht. Derartige Häuser wollen gar nicht das alte Bauernhaus nachahmen, und doch passen sie ausgezeichnet hierher. Ich kann mir aber auch sehr wohl denken, daß man bei Wahrung aller modernen Anschauungen und praktischen Anforderungen doch das alte Bauernhaus im Blockhausbau wieder aufleben lassen kann, ohne daß es eine Sünde wider den heiligen Geist wäre.

Ich erwähnte dann das Dach der alten Häuser. Das ist so ziemlich die Hauptsache bei der ganzen Geschichte, denn die Dächer eines Dorfes geben ihm allein schon einen bestimmten Charakter. Nun haben die älteren Häuser aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und aus dem 18. Jahrhundert in einem überaus großen Teile von Deutschland, in der Ebene und im Gebirge, im Dorfe wie in der Stadt, in der Regel die höchst charakteristische Neuzeitlichkeit in der Dachausbildung, nämlich daß die Giebel abgeseigt sind! Diese Abwalmungen brechen die langweilige gerade Firmlinie rechtzeitig und nehmen der Giebelspitze ihren Vorwitz. Haben wir diese Abwalmungen nicht, so langweilt uns das nüchterne Satteldach mit seinen drei unerbittlich parallelen gleichlangen Linien. Das Krüppelwalmdach aber ist ohne weiteres wohlthuend für das Auge, weil es eben die Nüchternheit auf die einfachste Weise beseitigt.

Allerdings müssen die Dachhölzer dann an den Giebelecken ein wenig besonders zugeschnitten werden und dadurch wird der Dachstuhl ein paar Mark teurer. Aber spielen zwanzig bis fünfzig Mark wirklich eine so große Rolle bei einem Bauobjekt von 10—30 000 Mark und darüber? Allein durch diese Abseigungen der Giebelecken, die übrigens wirklich schon wieder, wenn auch noch sehr selten, bei bäuerlichen Neubauten vorkommen, würde das Bild der Ortschaft schon freundlicher gestaltet.

Dann könnte man aber auch leicht dem bei uns in Schlesien überhaupt wie im Gebirge heimatberechtigten Mansardendach wieder mehr Berücksichtigung angedeihen lassen. Die modernen Architekten aller Großstädte wenden sich in ihren Entwürfen für öffentliche und private Bauten wieder den anheimelnden Formen des sogenannten bürgerlichen Barocks zu, ohne daß sie ihren modernen Anschauungen und ihrer eigenen Individualität dabei etwas vergeben.

Die neue Hampelbaude ist eine charakteristisches Beispiel für diesen Zug und auch dafür, daß man mit dem nötigen Geschick auch Gegensätze versöhnen kann. Die alte Baude und das moderne Gebirgshotel sind Gegensätze und doch haben die Architekten es diesmal verstanden, den alten Baudenstil in der modernen Baukunst wieder auferstehen zu lassen und ein komfortables Hotel zu schaffen, das das Auge

nicht verlegt, wie andere Bauten auf dem Ramme.

Es ist ein eigentümlicher Zug in der modernen Architektur, daß sie die Schönheit der älteren Bauart, die vornehmen Linien und Verhältnisse in vollkommen gesunder und glücklicher Weise mit der Bauart unserer heutigen Renaissance zu verquicken versteht. Das ist keine Biedermeiermode, sondern eine berechtigende Würdigung des Schönen selbst, worüber die Moderne nicht unterzugehen braucht, im Gegenteil. München und Dresden sind treffliche Beispiele für diese Neugeburt unserer bisher so zerfahrenen deutschen Baukunst.

Dort fügt sich das neue in das alte Stadtbild vortrefflich hinein, ohne Zwang, ohne Prokentum, und die Stadt und die Kunst und die Menschen und sogar ihre ganz realen geschäftlichen Interessen haben den Vorteil davon.

Daß man auf solche Gesichtspunkte achtet, das ist aber auch ebenso in unseren Gebirgsorten möglich und sogar notwendig.

Geschieht das nicht, dann wird nach und nach das ganze alte schöne Dorfbild in Grund und Boden verhungt und die Fremden ziehen wo anders hin, wo sie sich gemüthlicher fühlen mitten in einer verständnisvoll gehegten Ursprünglichkeit, der auch das Neue im wesentlichen nichts rauben konnte.

In den süddeutschen Sommerfrischen weiß man schon vielfach, worauf es ankommt, und achtet darauf, bei uns im Riesengebirge weiß man davon fast noch nichts. Und das ist Jammer schade. Denn unschön gebaute Häuser sind doch leider nun einmal für Jahrzehnte vorhanden und bleiben stets ein das Auge verletzender Teil des Gesamtbildes. Auf die Dachausbildung ist also der Hauptnachdruck zunächst zu legen. Zugleich aber auch auf das Dachmaterial. Es gibt Sommerfrischen, wo die Baupolizei das Schindeldach genehmigt. Es ist etwas feuergefährlicher wie ein Ziegeldach, gewiß, aber man bedenke, daß das Feuer in der Regel im Innern des Hauses auskommt und dann das Ziegeldach auch nicht mehr schützt. Und das Schindeldach paßt so schön in unsere Gebirgsdörfer. Ich meine, man sollte, wo es erlaubt ist, ruhig immer noch mit Schindeln decken, das Holz wirkt gar zu wohlthuend und ist in jeder Hinsicht praktisch. Sonst aber nehme man den roten Flachziegel, nicht den braunen Formziegel, denn die rote Farbe ist lebhaft und schön und wirkt sehr wohlthuend und freundlich auf die Ortschaft. Sie dunkelt zwar nach, aber dann kommt doch auch wieder ein richtiger Accord zustande, während das braune Dach, nachgedunkelt, dann zu dunkel und schwer wirkt. Schiefer kann noch erträg-

lich sein, wenn er richtig behandelt wird, aber dazu gehört große Vorsicht. Pappe aber und gar Blech sind ganz zu verwerfen, aus ästhetischen und praktischen Gründen.

Wenn man nun aber kein Holz nimmt, sondern Stein und Putz, die natürlich keineswegs verworfen werden sollen, — es führen viele Wege nach Rom, — so befehle man sich wenigstens der Einfachheit und lasse das „Ornament“ weg. Wir haben jetzt keines und es kommt von selber, wenn es wieder gebraucht werden sollte. Und wenn man Stein und Holz vereinigen will, so glaube man nicht, daß man mit Balkönchen und „Schweizer Holzarchitektur“ und mit von Oelfarbe verkleistertem Fachwerk und mit Türmchen, die keinen Sinn haben zc. zc. die Gegend verschönert. Gerade diese gekünsteltesten, charakterlosen Bauten, denen jede persönliche Note fehlt, schädigen unsere Gebirgsorte in architektonischer Hinsicht am meisten. Da hat sich z. B. in einer bekannten Sommerfrische ein Großstädter ein Riesenlogierhaus gebaut, das beklebt ist mit lauter Balkönchen und Dächelchen von unten bis oben und trotzdem so tut, als würdige es den Gebirgscharakter am besten, während es an unkünstlerischer Wirkung das Menschenmögliche leistet. Bezeichnend ist, daß der Besitzer die natürlichen Granitfelsen hat sprengen und aus den Bruchstücken künstliche „Felsentore“ als Garteneingänge hat aufmauern lassen. Die Folge ist die Lächerlichkeit. Aber das Schlimmste ist, daß der Ort solche Mißbildung nicht wieder los werden kann. —

Nun kann man dem allen entgegenhalten: also entscheidet schließlich im Großen und Ganzen neben der Liebe zur Heimat und der Pietät gegen das noch bestehende Gute der künstlerische Geschmack! Allerdings. Aber zu seiner Verbreitung ließe sich einiges tun. Tüchtige Architekten haben wir genug. Der Breslauer Regierungspräsident hat vor einiger Zeit in Bad Reinerz einen öffentlichen Wettbewerb mit Preisen angeregt zur Erlangung muster-giltiger Bauentwürfe. Im Regierungsbezirk Liegnitz ist derartige noch nicht geschehen, obgleich es gerade im Interesse unseres Riesengebirges und der anderen niederschlesischen Gebirge so nötig wäre, und obgleich die preussischen Minister der öffentlichen Arbeiten und des Innern an den Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten jenen vortrefflichen Erlaß im Interesse des guten Bauens gerichtet haben, in dem vorgeschlagen wird: die Veranstaltung öffentlicher Vorträge, die Bildung von Ortsausschüssen, die Gewährung von Zuschüssen zu den Baukosten aus öffentlichen Mitteln und die Ausschreibung von Wettbewerben.

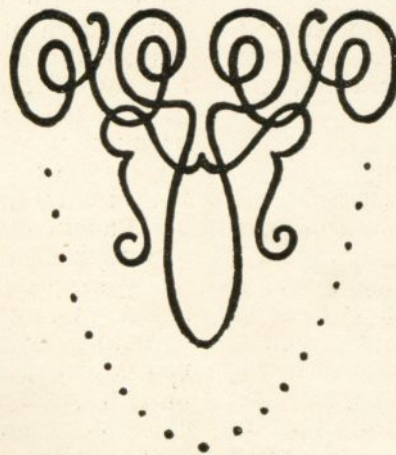
Leider ist aber bisher in unserem Regierungsbezirk von behördlicher Seite in dieser Hinsicht noch nichts geschehen. Das Resultat einer solchen Konkurrenz müßte, wenn die Arbeiten dann dem Publikum zugänglich gemacht werden, seine Wirkung tun. Vor allem aber sollte auf solche Weise darauf hingearbeitet werden, daß die einheimischen Maurer- und Zimmermeister, (bedeutende Architekten können sich nicht alle Leute leisten), selbst mehr von der jetzt lebendigen Richtung in den Fragen der Architektur und der Heimatkunst erfahren. Denn gegenwärtig wissen sie davon zum größten Teil leider noch gar nichts, so tüchtig sie sonst in ihrem Fache sein mögen. Und hier ist der Weg des österreichischen Unterrichtsministeriums der einzig richtige, welches die Leitung der Fachschulen kürzlich angewiesen hat, den Schülern die erforderlichen Anregungen zu geben. Es wird in dem Erlasse angeordnet: „Die bodenständige ländliche Baukunst und die traditionelle schlichtbürgerliche Heimatsbaukunst hat künftighin an sämtlichen bauseitigen Unterrichtsanstalten eine dem speziellen Aufgabenkreise jeder Schulkategorie, insbesondere aber der Werkmeisterschule und der Winterkurse für Bauhandwerker, angemessene und ausreichende Berücksichtigung bei allen in betracht kommenden Lehrfächern einschließlich des Entwurfszeichnens zu erfahren. Hierbei ist besonders zu beachten, daß nicht die einfache Nachahmung von traditionellen Bauformen und Anlagedispositionen, sondern die Weiterentwicklung der überkommenen Bauweise unter steter Bedachtnahme auf neuere Konstruktionen und Materialien, hygienische Anforderungen und Lebensbedürfnisse als das erstrebenswerte Ziel erscheint und daß weiters jeder Entwurf auf die bauliche, bezw. land-

schaftliche Umgebung, in die er sich harmonisch einfügen soll, Bedacht zu nehmen hat. Behufs Studiums der bodenständigen Bauweise sind die Schüler zum Aufnehmen von charakteristischen Bautypen dieser Art nach Tunlichkeit anzuhalten, zu welchem Zwecke nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Mittel auch Exkursionen veranstaltet werden können; die Schüler sind ferner anzuweisen, auch während der Sommerbaupraxis, bezw. in den Hauptferien, derartige Aufnahmen herzustellen. Das leitende und lehramtliche Personal der bauseitlichen Unterrichtsanstalten hat bei allen sich darbietenden Anlässen auf die Wichtigkeit der Weiterentwicklung der heimatischen bodenständigen Bauweise hinzuweisen und die sachgemäße Konservierung der noch vorhandenen Repräsentanten anzuregen und tunlichst zu fördern.“

Das läßt man sich gefallen und auf diese Weise wird auch etwas erreicht werden, wenn das Sinngemäße den Schülern gleich in Fleisch und Blut übergeht. Im Uebrigen täte uns zunächst eine Konkurrenz, wie die des Breslauer Regierungspräsidenten, auch im Regierungsbezirk Liegnitz und speziell im Riesengebirge bitter not.

Aber auch das Publikum selbst könnte seinen Einfluß auf die Gebirgsbewohner geltend machen, daß sie aus Gewinnsucht nicht so schnell bei der Hand sind, alte, hübsche Bauten zu beseitigen oder zu verschandeln.

Wenn sie gewahren, daß der Fremde, der Sommerfrischler eine bestimmte Geschmacksrichtung in dieser Hinsicht hat, werden sie schon verstehen, sich danach zu richten, auch aus Gewinnsucht, aber das läßt sich nicht ändern, weil nun einmal Geld die Welt regiert.





cop. Phönix-Verlag

Landhaus in Schreiberhau von Theodor Effenberger

Ein Landhaus in Schreiberhau

Von Architekt Th. Effenberger in Breslau

Auf eine Anregung der Zeitschrift „Die Woche“ entstand für einen Wettbewerb der Entwurf zu dem hier abgebildeten Landhaus in Schreiberhau. Der Entwurf, der in einem Sonderheft der „Woche“ veröffentlicht wurde, ist auf einer von der „Woche“ bei Berlin veranstalteten Ausstellung und mit einigen Änderungen in der von vornherein angenommenen Landschaft, im Riesengebirge, zur Ausführung gebracht worden.

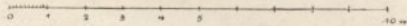
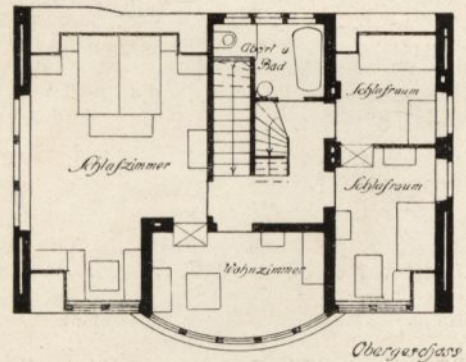
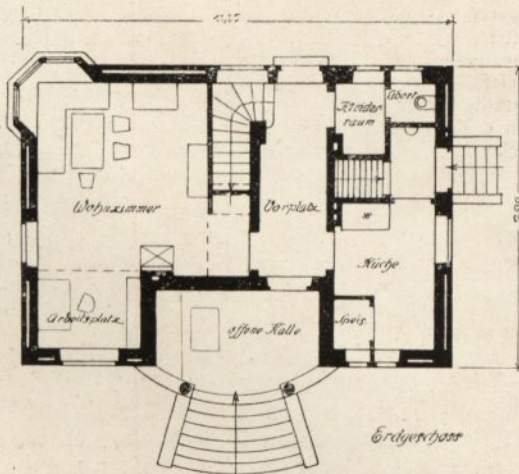
Das Schreiberhauer Haus ist auf ansteigendem Gelände im Marienthal gelegen und für eine Großstadtfamilie bestimmt, der es möglich ist, mehrmals im Jahre mehrere Wochen im Gebirge zuzubringen. Bei einem zumeist nur im Sommer bewohnten Haus konnten, anders als in der Stadt-„Villa“, die Tagesräume auf eine Mindestzahl beschränkt werden, ein großer Raum im Erdgeschoß, der zugleich als Esszimmer dient, und in dem ein mit Vorhang abschließender Arbeitsplatz ein ungestörtes Arbeiten immerhin noch möglich

macht, genügt auch hier. Eine offene Halle, die zum Schutze gegen das raue Wetter in das Haus hineingelegt wurde, vermittelt den Uebergang zum Garten. Eine Küche mit einem kleinen Vorraum, der besonders für die „großen“ Arbeiten bestimmt ist, ein Kleideraum, ein Abort und der Treppenraum vervollständigen den einfachen Erdgeschoßgrundriß. Das Obergeschoß enthält außer einem Wohnraum, der zugleich als Gastraum dient und von welchem der schönste Ausblick über Schreiberhau nach dem Hjergerbirge zu genießen ist, drei Schlafräume, von denen der eine zugleich als Aufenthaltsraum auch während des Tages gedacht ist.

Ueber der Kehlbalckenlage sind außer einigen Bodenkammern noch zwei geräumige Dachstuben für das Personal untergebracht. Wegen des feuchten Baugrundes wurde das ganze Haus zweckmäßig unterkellert, und da das Haus auch im Winter zeitweise bewohnt werden wird, erhielten alle Wohnräume Ofen-



Landhaus in Schreiberhau von Theodor Effenberger



heizung und Doppelfenster. Um die Bequemlichkeit des Stadthauses nicht zu sehr vermissen zu lassen, ist eine reichere Ausstattung vorgeesehen, so wurde an eine größere Brunnenanlage das gut eingerichtete Bad angeschlossen, die Aborte erhielten Wasserspülung und alle Räume elektrisches Licht.

Außer dem Erdgeschoßwohnraum, dessen Wände mit Kupfer bespannt wurden, sind alle Wohnräume tapeziert, die Nebenräume mit Oel- oder Leimfarbe gestrichen worden. Die Möbel wurden nach Entwürfen des Professors Bruno Paul aus Kiefernholz hergestellt und farbig gestrichen.

Das Äußere des Hauses wurde im Sinne der alten bescheidenen Riesengebirgshäuser sehr einfach gehalten und doch war darauf Rücksicht zu nehmen, daß auch das Landhaus des Städters kein Bauernhaus sein darf. Gelbe gepuzte Wandflächen, weiß gestrichenes Holzwerk, grüne Türen und ein rotes Ziegeldach geben dem Häuschen ein freundliches Aus-

sehen, zu dem wird die vorgesehene Anpflanzung der Blumenkästen noch mehr ein Verwachsen des Hauses mit der Natur ermöglichen.

Die herrliche Landschaft läßt einen Garten fast überflüssig erscheinen, es beschränkte sich dessen Anlage direkt nur auf einige Beete vor der offenen Halle und auf die Anlage einiger weniger Wege; dagegen spendet ein kleines Wäldchen Schatten, und die Rasenflächen des großen Grundstückes bieten Gelegenheit zu jedem Spiel. Eine lebende Hecke wird das Grundstück umschließen und weiße Pfortchen ermöglichen den Zugang.

Das Haus wurde aus ortsüblichem Material von Handwerksmeistern der Gegend ausgeführt, und nur die Möbel und Stoffe der Einrichtung fertigten zum größten Teil die „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst“.

Ein Haus zur Erholung und zur Freude für frohe Menschen zu schaffen war die Aufgabe, wie weit dies gelingen, wird die nächste Zukunft lehren.

Von Nah und Fern

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Am 8. Januar fand eine Mitgliederversammlung statt, in der Herr Hofphotograph Götz einen Vortrag mit Lichtbildern über das Kloster Leubus hielt. Die nach künstlerischen Gesichtspunkten für die Lichtbilder gemachten photographischen Aufnahmen waren von dem Vortragenden selbst. Die Versammlung war gut besucht.

Am 22. Januar hat Herr Maler Joseph Langer einen Vortrag über „Schlesische Fresko- und Temperamalereien und deren Wiederherstellung“ gehalten, also über ein Gebiet, auf dem er sich durch jahrzehntelange Arbeit eine große Kennerchaft und Erfahrung erworben hat. Der Vortrag war von Lichtbildern und einer Ausstellung von Skizzen des Künstlers begleitet, der durch seine Wiederherstellungsarbeiten alter Freskomalereien über die Grenzen unserer Heimatprovinz bekannt ist.

Künstlerbund Schlesien. Unter dem Vorsitz des Bildhauers Professor Th. von Gosen haben sich elf schlesische Künstler zu einem Künstlerbund Schlesien zusammengeschlossen. Es sind das außer dem genannten: Architekt Professor Hans Voelzig, Bildhauer Paul Schulz und die Maler Eugen Burkert, Alfred Nikisch, Professor Hans Rossmann, Heinrich Tüpke und Professor Max Wislicenus in Breslau, Professor Fritz Erler, Erich Erler-Samaden und Adolf Münzer in München. Der Hauptzweck der Vereinigung ist die Kunst in Schlesien zu fördern. Neben der Veranstaltung von Ausstellungen soll vor allem ein Zusammenschluß mit Kunstfreunden herbeigeführt werden, um im Verein mit ihnen zu wichtigen künstlerischen Fragen Stellung zu nehmen. Kunstfreunde, die diese Bestrebungen unterstützen wollen, werden als außerordentliche Mitglieder aufgenommen. Ordentliche Mitglieder können nur ausübende Künstler sein. Sie werden durch einen Ausschuß der Mitgliederversammlung zur Aufnahme vorge schlagen. Geschäftsführer des Bundes ist Herr Kunstbändler Franz Hanne in Breslau.

Die erste Ausstellung des Bundes soll im März im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau stattfinden.

Preisausschreiben

Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau hat ein Preisausschreiben um ein Plakat für die Breslauer Festwoche erlassen. Zugelassen zum Wettbewerb sind alle in Schlesien geborenen oder dort ansässigen Künstler. Das Motiv soll natürlich auf die geplante Veranstaltung Bezug nehmen. Das Plakat soll 90 Zentimeter hoch und 60 Zentimeter breit sein. Die Zeichnung muß in ihrer Wirkung entsprechend dem Zwecke auffallend und für den Steindruck geeignet sein. Es können drei bis fünf Farben zur Anwendung kommen. Der Text des Plakates lautet: Breslauer Festwoche vom 6. bis 13. Juni 1909. Sport. Spiel. Kunst. Festwiese im Scheitniger Park. Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau. Die Entwürfe, mit einem Kennworte versehen und begleitet von einem dasselbe Kennwort tragenden verschlossenen Briefumschlage, der Namen und Adresse des Einsenders enthält, müssen bis zum 15. Februar 1909, Nachmittags um 6 Uhr, bei der Auktionsstelle des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs, Breslau V, Schweidniger Stadtgraben Nr. 13, abgegeben oder durch die Post eingeleistet sein. Es werden an Preisen ausgesetzt: Ein erster Preis von 500 Mark, ein zweiter Preis von 300 Mark. Die mit Preisen ausgezeichneten Entwürfe gehen mit allen Rechten in das Eigentum des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau über. Das Preisrichteramt haben folgende Herren übernommen: 1. Kaufmann Arthur Barasch, 2. Dr. phil. Conrad Buchwald, Direktorial-Assistent am Kunstgewerbe-Museum, 3. Direktor Fritz Grabowsky, 4. Optiker Adolf Heidrich, 5. Dr. phil. Julius Janitsch, Direktor des Museums der bildenden Künste, 6. Maler Eduard Raempfer, Professor an der Kgl. Kunstschule, 7. Kunstbändler Arthur Lichtenberg, 8. Professor Dr. Karl Masner, Direktor des Kunstgewerbe-Museums, 9. Bürgermeister Hans Trentin, sämtlich zu Breslau.

Der Verein behält sich das Recht vor, die eingereichten Entwürfe oder eine Anzahl öffentlich auszustellen. Rücksendung der nicht mit einem Preise ausgezeichneten Entwürfe erfolgt portofrei an die innerhalb vier Wochen nach der Bekanntgabe der Entscheidung anzugebende, andernfalls an die durch Öffnung des Briefumschlags ermittelte Adresse.

Ausstellung

Die **Dame in Kunst und Mode** ist der Titel einer Ausstellung, die am 16. Januar in den Räumen des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses in Berlin eröffnet wurde. Das umfangreiche Arbeitsteam nennt einige gut bekannte Namen. Der stark gesellschaftliche Einschlag hat seinen Grund im wohlthätigen Zweck der Veranstaltung. Den Heimarbeiterrinnen, glaube ich, sollen die Erträgnisse die Tage verbessern. Aber gottseidank, die Wohltätigkeit schadet diesmal nicht dem artistischen Gehalt. Es sollte eine Geschmacksausstellung werden, und sie ist es wirklich geworden. Alles das, was eine wirklich mondaine Frau braucht (und auch das, was sie nicht braucht) ist Ausstellungsgegenstand. Das wäre noch nicht übermäßig viel, wenn auch — gestehen wirs nur ein — die große Menge sich hundertmal eher vor einem Brillantdiadem aus privatem Besitz mit dem Werte einer halben Million erschauert wie vor dem guten Portrait einer Dame, selbst wenn es ein großer Name deckt. Die Veranstalter haben es aber verstanden, mit diesen tausenderlei glänzenden Dingen der Mode des Tages auch der hohen Kunst, soweit sie in das angeschlagene Thema paßt, gerecht zu werden. Es ist ein Kranz meist schöner Frauen, deren Bilder hier gezeigt sind. Einige Stücke sind Bekannte von anderen Ausstellungen her, deshalb aber nicht minder interessant, besonders in diesem Milieu. Das Ausland ist entschieden stärker vertreten, wie die deutschen Künstler. Zwischen vielen anderen sind es besonders die Arbeiten Lavernys und Shannons, die sehr gut sind. Lavery schickte das Bild der schönen Londoner Soubrette Miß Lily Elsie in der Rolle der lustigen Witwe. Bei den deutschen Portraits sind weniger überragende Stücke, aber es ist auch nichts schlechtes dabei. Von Lenbach werden zwei ältere Arbeiten gezeigt, Schuster-Woldan gab ein sehr gutes Bild der Frau Harriet Friedberg. Dann hat Laszlo noch eine Portraitstudie auch älteren Datums ausgestellt.

Und nun die Fürsten der Mode! Welche Dame — wirkliche Dame — könnte Gleichgültigkeit heucheln, wenn Namen fallen wie Paquin, Doucet, Callot &c. Und wenn man sieht, wie diese Firmen hier „gedichtet“ haben, wird das auch dem männlichen Skeptizismus erklärlicher. Kleider — nein, Kleider sagt man doch nicht, Toiletten, so heißt es auch im Katalog. Symphonien sind sie, diese Gebilde, bald rauschend in großer Linie oder fließend in unglaublich weichem Fall der Falten. Dazwischen das Pelzwerk von beinahe sinnlicher Schönheit. Diese Mäntel mit den weichen Konturen und dem kalben Glanz im feinen Haar. Diese Mäntel und diese Preise!

Aus privaten Kreisen ist auch viel ausgestellt. Damen der Gesellschaft, Sterne der Bretter und des Brettels gaben für kurze Zeit Stücke aus den Arsenalen zur Verschönerung ihres Aeußeren. Ihre Juwelen glitzern in den schweren Vitrinen wie Kronschätze, und auch die Kleider — pardon Toiletten — finden begeisterte Bewunderer. Am Beginn des Kataloges ist auch angezeigt, daß die Kaiserin und die Kronprinzessin aus privatem Besitz Schaustücke gaben. Ich sah davon zwei Hüte der jungen hohen Frau, der eine, ein blaßblaues Gebilde aus feinem Sammet mit den nickenden Köpfen blauer Straußenfedern und wehendem

Schleier. Um den anderen, der rosa war, zog sich ein Kranz von Paradiesvögeln. Beide Stücke zart und fein wie Pastelle.

Und auf alle diese Dinge gestimmt ist der Rahmen, der das ganze umschlingt. Manche Idee, die schien, als stamme sie aus einem barocken Märchen, ist Wirklichkeit geworden. Gleich am Eingang hebt sie an, die graziose Melodie geschwungener Hecken und farbiger Wasserspiele. Auf sammetblauem Grunde leuchtet ein Pfau; die Regenbogenfarben der Fontaine glitzern noch über seine langen Schwanzfedern. Nebenan, im kühlblauen Gartensalon ist Sanssouci-Stimmung mit einer leisen Phantastik, die auf der Terrasse am Ausgange noch stärker wird. Da kreischt unter gestreiftem Baldachin ein weißer Kakadu mit gestäubtem Schopf.

Dann ist auch der große ovale Repräsentationsaal, der schon auf der Münchener Ausstellung allgemein gefiel, hineingebaut. Die Münzlerschen Bilder haben gewechselt, sonst ist er so geblieben. Eine Arbeit des jungen Münchener Architekten Veil ist er immer wieder schön, wenn man auf ihn nach längerer Pause trifft. Münzers ovale Füllungen sind entzückend, trotzdem sie den ersten wohl etwas nachstehen.

Ein ausgezeichnete Führer mit vielen Illustrationen, besonders nach Zeichnungen Franz von Bayros, der wie kein zweiter die Materie beherrscht, bildet eine angenehme Erinnerung an die Ausstellung.

Julius Giptens-Berlin

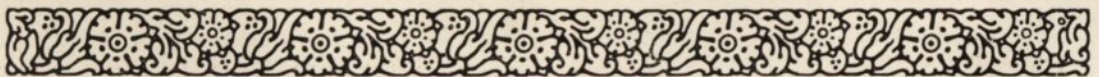
Unsere Beilagen

Beilage Nr. 17, „Dorfweg in Querseiffen im Riesengebirge“, ist als Illustration zu dem Aufsatz von Walthar Dreßler über die „Neubauten im Riesengebirge“ gedacht. Wie fein die Holzhäuschen in ihrer Erscheinung mit der Natur ringsum zusammengehen! Die schöne Photographie von einem jungen, sehr begabten Photographen, Louis R ö m e r, ist die erste einer Reihe von künstlerischen Naturaufnahmen namentlich aus dem Riesengebirge, die wir nach und nach zum Abdruck bringen werden.

Beilage Nr. 18, nach einem Gemälde von Oscar Rothkirch in Breslau, stellt ein Architekturmotiv aus Alt-Breslau dar, eine Partie vom Chor des Domes mit dem sogenannten „Klößelthor“ vorn. Mit rührender Gewissenhaftigkeit ist Stein um Stein genau notiert, und trotzdem ein stimmungsvoller, farbig befriedigender Gesamteindruck erzielt. Das junge Talent, das unserem alten Wölffel nacheifert, gehört dem Handwerkerstande an. Noch heute arbeitet Rothkirch in der väterlichen Schusterwerkstatt, wenn ihn nicht seine künstlerische Begabung unwiderstehlich und im Gegensatz zu seinen Eltern zur Betätigung treibt. Ohne jede künstlerische Anleitung malt er fast ausschließlich derartige malerische Architekturbilder. Leider fehlt es ihm an Gönnern, die ihm die Sorge ums tägliche Leben erleichtern könnten.

Uebrigens hat es auch in Hamburg einen Schuhmachermeister Löwende gegeben, der, ohne jemals einen Lehrer gehabt zu haben und ohne sein Handwerk zu vernachlässigen, in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Masse malerischer Ansichten vom alten Hamburg schuf, die jetzt im Hamburgischen Staatsarchiv aufbewahrt werden und neben ihrem Kuriositätswert auch einen bleibenden kulturhistorischen haben.

Ob der selige Apelles auch diesen beiden zugebonnert hätte: Ne sutor supra crepidam?!





cop. Pöbner-Verlag

Am Dom in Breslau
Nach einem Gemälde von Oscar Rothkirch